

heiten zu bringen. »Verführerische Schönheit« wird eine sein, wie für uns die sexuelle »Befreiung«, Stellvertreterpolitik könnte eine andere sein. Nach dem alten Quotierungssystem hatten Frauen im Obersten Sowjet 33 % und in den lokalen Sowjets 50 % der Sitze. In den jüngsten Wahlen nach neuem System gab es keine Quoten. Frauen waren bei den Wählerinnen und Wählern nicht populär. Wie eine in der *Prawda* zitierte Meinungsumfrage vor den Wahlen ergab, rangierte das Kriterium »Mann« unter den meistgenannten Eigenschaften, die von Kandidaten erwartet wurden. Das Ergebnis: anstatt ihre Energien und Fähigkeiten in die neue soziale Bewegung einzubringen, gewannen Frauen im Kongreß der Volksdeputierten nur 17 % der Sitze. Erfahrungen wie diese könnten dazu führen, daß sich Frauen in einer autonomen Bewegung zusammenschließen, worin sie ihre eigenen Bedürfnisse und Hoffnungen artikulieren.

Natascha Zacharowa und Anastasja Posadskaja fühlen sich isoliert, als Pionierinnen. Andererseits spüren sie, daß überall um sie herum einzelne Frauen in der Sowjetunion anfangen, ihr Verhalten zu ändern. In verschiedenen Berufen schließen sich aktive Frauen zusammen. Sie beschreiben dies so: »Wir sind inspiriert durch die Zeit, in der wir leben. Jetzt könnten unsere Vorstellungen eine Chance haben.«

Aus dem Englischen von Gisela Stockem

Anmerkungen

- 1 »Wie wir die Frauenfrage lösen« von N. Zacharowa, A. Posadskaja und N. Rimachewskaja, *Kommunist* Nr. 4, März 1989. Dem Artikel liegen eine mündliche Übersetzung und ergänzende Gespräche zugrunde.
- 2 Abkürzung für samisdatstwo (Selbstverlag). Literarische und politische Schriften (handschriftliche Manuskripte, Typoskripte, Fotokopien), die unter Umgehung behördlicher Zensur von Privatpersonen vervielfältigt und verbreitet werden.

Stuart Hall

Rassismus als ideologischer Diskurs*

Rassismus ohne »Rassen«

Es gibt m.E. keine wissenschaftliche Grundlage für die Aufteilung der Menschheit in biologisch unterscheidbare »Rassen«. Natürlich bestehen physiologische und phänotypische Unterschiede, Unterschiede in der Hautfarbe, der Körperform, usw. Die neuesten Forschungen definieren Rassen nach der Häufigkeit, mit der bestimmte Genkombinationen vorkommen. Sie haben jedoch gezeigt, daß die Unterschiede innerhalb einer als genetisch gleich definierten Gruppe genauso groß sind, wie die Unterschiede zwischen zwei als genetisch verschieden definierten Gruppen. Das heißt nicht, daß es keinen Rassismus gibt, sondern daß er nicht auf natürlichen, biologischen Fakten beruht. Rassismus ist eine soziale Praxis, bei der körperliche Merkmale zur Klassifizierung bestimmter Bevölkerungsgruppen benutzt werden, etwa wenn man die Bevölkerung nicht in Armen und Reiche, sondern z.B. in Weiße und Schwarze einteilt. Kurz gesagt, in rassistischen Diskursen funktionieren körperliche Merkmale als Bedeutungsträger, als Zeichen innerhalb eines Diskurses der Differenz. Es entsteht etwas, was ich als rassistisches Klassifikationssystem bezeichnen möchte, ein Klassifikationssystem, das auf »rassischen« Charakteristika beruht. Wenn dieses Klassifikationssystem dazu dient, soziale, politische und ökonomische Praxen zu begründen, die bestimmte Gruppen vom Zugang zu materiellen oder symbolischen Ressourcen ausschließen, dann handelt es sich um rassistische Praxen.

Ich fasse das bisherige in einer Paradoxie zusammen: »Rasse« existiert nicht, aber Rassismus kann in sozialen Praxen produziert werden. Das ist m.E. das Kennzeichen für den ideologischen Diskurs. Der Begriff der Ideologie ist fast genauso schwer zu definieren wie der Begriff Rassismus, und es gibt mindestens ebensoviel unterschiedliche Auffassungen darüber, auf die ich jetzt nicht im Detail eingehen möchte. Nur soviel sei gesagt: Immer wenn Bedeutungen produziert werden und wenn diese Bedeutungsproduktion mit Fragen der Macht verknüpft ist, finden wir das Ideologieproblem. Bedeutungsproduktion ist nicht an sich ideologisch, und Macht kann ohne Bedeutungsproduktion funktionieren. Doch die Verknüpfung von Bedeutung und Macht oder von Wissen und Macht konstituiert die ideologische Instanz. Rassistische Ideologien entstehen also immer dann, wenn die Produktion von Bedeutungen mit Machtstrategien verknüpft sind und diese dazu dienen, bestimmte Gruppen vom Zugang zu kulturellen und symbolischen Ressourcen auszuschließen. Ich möchte dies als Ausschließungspraxen bezeichnen.

Auf dieser allgemeinen Ebene besteht kein Unterschied zwischen rassistischen und sexistischen Praxen. Auch im Sexismus findet man scheinbar natürliche Eigenschaften, die als Zeichensystem funktionieren, durch das ein Teil der Bevölkerung auf einen gesellschaftlich untergeordneten Platz verwiesen wird. Rassismus

* Vortrag, gehalten am 17.5.1989 in Hamburg. Zwischenentwurf von der Redaktion hinzugefügt.

mus wie Sexismus sind Formen der Naturalisierung. Damit bezeichnete Marx jenen Vorgang, in dem kulturelle und soziale Tatsachen als natürliche Eigenschaften dargestellt werden. In dieser Form läßt sich über die kulturellen und sozialen Tatsachen leicht eine allgemeine Zustimmung organisieren, weil für diese eben die Evidenz des angeblich Natürlichen spricht. In England haben wir deshalb eine Redesart: Wenn jemand nach dem Unterschied zwischen Frauen und Männern fragt, antwortet man ironisch: den sieht man auf den ersten Blick. Um die Praxen, mit denen Klassen vom gesellschaftlichen Reichtum ausgeschlossen werden, zu verstehen, müßte man sich ein bisschen mehr anstrengen. Aber wenn es um »Rassen« geht — da liegt der Grund unmittelbar auf der Hand, man »steht ihn«.

Ausschließungspraxen haben große Ähnlichkeit mit dem, was Foucault Diskurs genannt hat. Ich werde im weiteren Verlauf allgemein von »rassistischen Diskursen« oder »Diskursen des Rassismus« sprechen. Das hat nicht nur eine theoretische, sondern auch eine praktische Bedeutung. Foucaults Diskursbegriff hat zwei Vorteile. Er macht erstens keinen Unterschied zwischen dem, was normalerweise Praxis und Ideologie genannt wird. Der Unterschied zwischen Geist und Körper, der für das ganze westliche Denken charakteristisch ist und den die Deutschen besonders gern machen, wird im Diskurs-Begriff aufgehoben. In ihm sind alle Praxen durch Ideen bestimmt und alle Ideen sind in Praxen eingeschrieben. Zweitens befreit er Marxisten von einer Versuchung, der sie so gerne erliegen: das Ökonomische für wichtiger zu halten als das Politische. Viele marxistische Theorien des Rassismus leiden daran, daß sie die Spezifik des Rassismus auf ein bloßes Nebenprodukt des Ökonomischen reduzieren. In dem begrifflichen Rahmen, in dem ich arbeite, haben alle ideologischen Praxen politische und ökonomische Existenzbedingungen, wie alle ökonomischen Praxen ideologisch mit bestimmt sind. Nach Althusser gibt es keinen Augenblick, in dem ihre Majestät die Ökonomie voranschreitet ohne Politik, ohne Ideologie und uns sagt, wohin die Geschichte läuft. Wir können also den Begriff des rassistischen Diskurses im Sinne von Ausschließungspraxen benutzen, so wie ich sie zu definieren versucht habe.

Klasse und »Rasse«

Rassismus ist in den modernen kapitalistischen Instrumtiengesellschaften zu einem bestimmenden Moment geworden. Er ist verknüpft mit Fragen des Kapitals, aber die kapitalistische Produktionsweise kann keineswegs einfach als Ursache des Rassismus betrachtet werden. Wie das Patriarchat ist der Rassismus auch ein vor- und nachkapitalistisches Phänomen. Andererseits kennen wir Gesellschaften, in denen es den Gegensatz von Kapital und Arbeit gibt, der aber nicht strukturiert ist durch die Konstruktion »rassistischer« Unterschiede. Wir kennen andere Gesellschaften, in denen es die Gegensätze von Kapital und Arbeit und von Schwarz und Weiß gibt, ohne daß beide sich entsprechen würden. Nehmen wir das Beispiel Südafrika, den offensichtlichsten Fall einer rassistisch organisierten Gesellschaft. In einer klassischen marxistischen ökonomischen Analyse sind sowohl schwarze als auch weiße Arbeiter durch das weiße Kapital ausgebeutet.

Aber die schwarzen Arbeiter werden politisch und ökonomisch auch durch die weißen Arbeiter ausgebeutet. Es gibt also keine einfache Entsprechung zwischen dem Gegensatz von Kapital und Arbeit und dem Gegensatz der »rassistisch« definierten Gruppen. Es kann also keine einfache Identität zwischen Klasseninteressen und den Interessen geben, die sich aus »rassistischen« Unterschieden ergeben. Nähme man das an, unterstellte man außerdem, daß es überhaupt so etwas wie ein einfach gegebenes Klasseninteresse gibt. In letzter Zeit ist es ziemlich schwierig geworden, irgendein einfaches ökonomisches Klasseninteresse zu entdecken, das nicht von Ideologie durchsetzt ist. Und jetzt sehen wir uns darüber hinaus noch mit der Schwierigkeit konfrontiert, daß selbst die ökonomischen Klasseninteressen, die wir entdecken können, nicht mit jenen politischen Interessen korrespondieren, die durch »Rasse« organisiert werden. Ich behaupte nicht, daß es keine Verknüpfung von sozialen oder ökonomischen Klasseninteressen und »rassistisch« bestimmten Interessen geben kann. Aber Verknüpfung unterscheidet sich sehr von Identität.

Das mag sich sehr abstrakt anhören, aber es hat unmittelbaren Einfluß auf antirassistische Praxen. Um es einfach zu sagen, selbst wenn man — mit viel Glück — eine Klasse finden würde, die ihre Interessen kennt und politisch entsprechend handelt, könnte man nicht unterstellen, daß sie das richtige über »Rasse« denkt. Antirassismus stellt sich also nicht mit Notwendigkeit ein, sondern es gibt ihn immer nur soweit er politisch hergestellt wird. Wenn man in einer Gesellschaft ohne antirassistische Politik lebt, ist man dazu verurteilt, in einer rassistischen Gesellschaft zu leben, und weder irgend ein ehernes historisches Gesetz noch der letzte Flug der Eule der Minerva wird uns davor bewahren.

Dies hat Konsequenzen für die Frage, wie Rassismus sich in den modernen kapitalistischen Gesellschaften entwickelt hat. Die klassische Geschichte über die Entwicklung des Kapitalismus, wie wir sie bei Marx finden, unterstellt ganz andere Entwicklungen als die, die wir historisch vorfinden. Die Logik des Kapitals soll sich über solche Partikularismen wie Geschlecht und »Rasse« hinwegsetzen, sie soll geschlechts- und »rassen«blind sein. Es ist gleichgültig, wer den Mehrwert produziert, solange er überhaupt produziert wird. Bis zu einem gewissen Grad ist das richtig. Die Expansion des Kapitals hat tatsächlich zunehmend einige der Schranken, die historisch in traditionellen Gesellschaften existiert haben, niedergelassen. Aber daneben gibt es noch eine andere historische Tendenz: den Kapitalismus, der spezifische Unterschiede ausnutzt und darauf aufbaut. Der moderne Kapitalismus funktioniert entgegen der nivellierenden Tendenz des Weltmarkts gerade aufgrund und nicht etwa trotz geschlechtsspezifisch und »rassistisch« definierter Arbeitskraft. Die Unfähigkeit der Linken, das zu begreifen, hindert sie auch zu erkennen, daß es so etwas wie Sexismus, Rassismus und Nationalismus, die nach der Theorie längst verschwunden sein müßten, überhaupt gibt.

Der Rassismus lenkt unsere Aufmerksamkeit auf die andere Geschichte des Kapitalismus. Ich meine nicht die Geschichte der bürgerlichen Revolution in Europa, die den Kapitalismus aus den feudalen Strukturen geschaffen hat, sondern den Kapitalismus der Eroberungen, des Weltmarktes, der Besetzung der Peripherien, des Imperialismus. Denn genau dort, wo die expandierende Herrschaft

des kapitalistischen Imperiums auf andere »Rassen« getroffen ist, hat sich der Rassismus als eine Form der Ausschließungspraxis entwickelt.

Rassismus der Subalternen

Die dritte Frage, die ich in bezug auf den Zusammenhang von »Rasse« und Klasse behandeln möchte, ist die, ob Rassismus ausschließlich ein Problem der herrschenden Klasse, der herrschenden Gruppen der Gesellschaft ist. Ich fürchte, das ist eine weitere Geschichte, die die Linke sich selbst lange Zeit zu ihrer Berufung erzählt hat: die Geschichte von der logischen Unmöglichkeit einer rassistischen Arbeiterklasse. Die Erfahrungen in der postkolonialen Welt zeigen, daß diese Geschichte unhaltbar geworden ist. Wir hätten die Unhaltbarkeit dieser Geschichte schon längst erkennen müssen, denn schließlich hat sich die Arbeiterklasse in der imperialistischen kapitalistischen Welt im Rahmen der Etablierung des Kapitalismus als Weltsystem herausgebildet. Folglich waren die Ideologien des Imperialismus und der rassistischen Überlegenheit und Minderwertigkeit innerer Bestandteil der Kultur der Arbeiterbewegung. Sie formten und beeinflussten das kulturelle und soziale Leben aller subalternen und aller herrschenden Klassen in der europäischen Welt. Nur weil wir die Geschichte unserer Nationen im Nachhinein ohne die Beziehung zur restlichen Welt konstruiert haben, konnten wir so lange am Bild einer Arbeiterklasse festhalten, die gegenüber dem Rassismus immun ist. Die untergeordneten Klassen neigen weder mehr noch weniger als irgendjemand sonst auf der Welt zum Rassismus.

Aber ich muß euch warnen: Ich bin nicht der Meinung, daß der Rassismus der untergeordneten Klassen eine Form falschen Bewußtseins ist. Er ist ebenso authentisch wie jede andere Form sozialen Bewußtseins. Ich lehne die Theorie des falschen Bewußtseins insgesamt ab, und zwar aus einem ganz einfachen Grund: Ich habe noch nie jemanden sagen hören: »Ich habe ein falsches Bewußtsein.« Man hört nur: »Ich begreife die Dinge, die andern haben ein falsches Bewußtsein.« Das falsche Bewußtsein ist so etwas Ähnliches wie Werbung und Pornographie: »Ich bin dafür unempfänglich, aber die anderen fallen darauf rein.« Das ist keine Form, den Rassismus als Phänomen ernst zu nehmen. Stattdessen müssen wir lernen zu begreifen, inwiefern Rassismus eine authentische Form sein kann, in der untergeordnete soziale Gruppen ihre Unterordnung leben und erfahren. Wir müssen begreifen, wie Gruppen, die von den Reichtümern unserer Wohlstandsgesellschaften ausgeschlossen sind, die aber gleichwohl zur Nation gehören, sich mit ihr identifizieren wollen, im Rassismus eine authentische Form der Identitätsgewinnung und des Selbstbewußtseins finden können.

In England haben wir die Erfahrung gemacht, daß Rassismus gerade dort selbstverständlich und offensichtlich ist, wo Leute mit Menschen, die als andere »Rasse« definiert werden, Seite an Seite zusammenleben, und wo Gruppen, die um einen Platz an der Sonne kämpfen, andere Gruppen auszuschließen versuchen, die ebenfalls um diesen Platz kämpfen. Folglich ist der Kampf gegen Rassismus nicht hauptsächlich ein Kampf gegen andere Leute in anderen Gesellschaften, sondern ein Kampf innerhalb unserer eigenen Gesellschaft, innerhalb unserer eigenen Bewegungen und Kulturen.

Genetischer und kultureller Rassismus

Ich habe bislang über den allgemeinen Begriff des Rassismus gesprochen, über Rassismus im allgemeinen. Aber wo immer wir Rassismus vorfinden, entdecken wir, daß er historisch spezifisch ist, je nach der bestimmten Epoche, nach der bestimmten Kultur, nach der bestimmten Gesellschaftsform, in der er vorkommt. Diese jeweiligen spezifischen Unterschiede muß man analysieren. Wenn wir über konkrete gesellschaftliche Realität sprechen, sollten wir also nicht von Rassismus sondern von Rassismen sprechen.

Wenn ich jetzt über England spreche, könnt ihr vielleicht eure Erfahrungen in Gedanken einfügen. Aus der Zeit der Sklaverei (England ist eine Gesellschaft ehemaliger Sklavhalter) hat sich eine sehr alte und gut etablierte Sprache des Rassismus erhalten, in der schwarze Sklaven als eine völlig andere, nicht menschliche Spezies dargestellt werden. Es gab damals, wie ihr vielleicht wißt, einen Streit zwischen Sklaventhaltern und Kirche, denn nur wenn der Sklave nicht als Mensch definiert wird, ist es möglich, ihn wie eine Sache zu verkaufen. Während der Bewegung gegen die Sklaverei faßte dann das liberale Bürgertum die Sklaven nicht mehr als andere Spezies auf. Schwarze waren für es lediglich unentwickelte Kinder, die man zur Demokratie erziehen mußte. Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts, also im Zenit des Imperialismus, lebte in England der — wie ich sagen würde — genetische Rassismus wieder auf. In der nachkolonialen Periode findet man den genetischen Rassismus nicht mehr so häufig, üblich ist jetzt der kulturelle Rassismus. Dieser richtet sich nicht mehr gegen Sklaven, die in überseeischen Plantagen arbeiten, sondern gegen den großen Bevölkerungsteil, der nach dem Krieg aus der Karibik und aus dem indischen Subkontinent als »Gastarbeiter« nach England emigriert ist. Das ist die Paradoxie: Das englische Imperium holt seine Fahne ein und entläßt alle Kolonien aus der Abhängigkeit, nur um zu erleben, daß die Bewohner dieser Kolonien das erste Bananenschiff nehmen und nach London fahren, um zu sehen, wie es dort eigentlich aussieht. Manchmal glaube ich, die Engländer hätten uns lieben können, wenn wir bloß zu Hause geblieben wären. Aber dieser Affront, aufzutauchen um nachzusehen, ob die Straßen Londons wirklich mit Gold gepflastert sind — das war zu viel für die englische Psyche.

Der Unterschied zwischen genetischem und kulturellem Rassismus ist folgender: Die Engländer behaupten nicht, daß wir kleinere Gehirne haben, aber sie glauben, daß unsere Fähigkeit, rational zu denken, nicht so entwickelt ist. Dort, wo wir hingehören, sind wir durchaus akzeptabel. Aber wenn wir die eingeborene Bevölkerung so durchmischen, dann spielen die Unterschiede in der Sprache, Hautfarbe, den Gewohnheiten, der Religion, der Familie, den Verhaltensweisen, den Wertsystemen doch eine große Rolle. Unsere Premierministerin hat das in der ihr eigenen Art klar und deutlich formuliert. Sie sagte: »Die englische Lebensweise wird von einem Fremdkörper bedroht.«

Was das heißt, werdet ihr gleich an dem Beispiel einer Schule in Nordengland sehen, einer Schule in einer Gegend, in der sehr viele Migranten leben. Die Mehrheit der Schüler und Schülerinnen dort sind entweder afrokaribisch oder asiatisch. Die Eltern der weißen Minderheit möchten ihre Kinder in einer anderen

Schule einschulen. Sie argumentieren mit kulturellen Gründen, zum Beispiel möchten sie, daß ihre Kinder eine christliche Erziehung bekommen, während in der Schule eine ganze Reihe unterschiedlicher Religionen unterrichtet werden. Sie fügen hinzu, daß sie keine praktizierenden Christen sind. Wichtig ist für sie, daß das Christentum ein Kennzeichen ihrer Kultur ist und deshalb wollen sie, daß ihre Kinder Zugang zu bestimmten kulturellen Werten bekommen, nicht zu bestimmten Glaubenssätzen. Diese Art von Rassismus ist keine gesellschaftliche Randerscheinung mehr. Er steht am Ende von zwei bis drei Jahrzehnten der Ausschlößungspraxen. Das Ergebnis ist, daß der schwarze Bevölkerungsanteil die schlechtesten Arbeiten hat, unter den schlechtesten Wohnverhältnissen leidet, in den Vierteln mit den schlechtesten Schulen und Erziehungssystemen lebt, usw. Die Versuche, die Benachteiligung der schwarzen Kinder aufzuheben, sind während der 10 Jahre des Thatcherismus auf erbitterten Widerstand getroffen. Es wird argumentiert, daß Programme zur Verbesserung der Ausbildungsbedingungen schwarzer Kinder die Interessen dieser Minderheit den mehrheitlich weißen Kindern aufzwingt. Der sogenannte Anti-Antirassismus ist deswegen zunehmend populär geworden.

Diese Argumentationsweise wird jetzt auch als Begründung für ein nationales Curriculum verwendet. Die englische Erziehung bildete bisher eine Kompromißform zwischen zentraler und lokaler Administration. Lehrer und Schulen hatten einen gewissen Spielraum zu entscheiden, was gelehrt wurde. So konnten antirassistische Programme entwickelt werden. Darüberhinaus ermöglichte dies auch die Entwicklung von Lernprogrammen, die es schwarzen Kindern erlaubten, etwas über ihre Geschichte und ihre Kultur zu lernen und auf diese Weise bestimmte Identifikationen aufzubauen, die sie in der herrschenden weißen Kultur nicht finden konnten. Aber jetzt gibt es zum ersten Mal ein nationales Curriculum, das denselben Unterricht Tag für Tag zum gleichen Zeitpunkt an jeder englischen Schule vorsieht. Das erklärte Ziel besteht darin, das Curriculum in seine alte, traditionelle englische Form zu überführen. Nichts mehr über die Geschichte der Sklaverei, die Geschichte Indiens, die Geschichte anderer Sprachen — nur noch die englischen Könige und Königinnen. Das gehört zur sogenannten »Rückkehr zu den viktorianischen Werten«.

Es ist Teil der Wiedergeburt einer ganz spezifischen Form des Nationalismus. Eine bestimmte Auffassung von nationaler englischer Identität kämpft gegen alle diejenigen, die nicht dazugehören, einschließlich der Schwarzen natürlich. Diese beschränkte Einheit wird die »englische Art genannt«, das Englischtum. Great Britain limited, so könnte man das Ziel nennen, Großbritannien als Gesellschaft mit beschränkter Haftung. Um dazu zu gehören, müssen wir englisch aussehen, englisch denken und englisch glauben, man muß lernen, die Oberlippe steif zu halten, sich zum Abendessen in einen Abendanzug werfen. Diese Konzeption der englischen Lebensweise ist rassistisch. Es ist eine sehr enge und ausgrenzende Definition dessen, wer dazugehört und wer nicht. Geschichte, Kultur und »Rasse« werden benutzt, um eine System der Differenz zu konstruieren.

In dem Maße, in dem der Thatcherismus durch die Forcierung eines Markt-Individualismus den Zusammenbruch der Solidarbeziehungen vorantreibt, muß er die Nation auf einer anderen Grundlage konsolidieren und diese Grundlage ist

eine Neukonstruktion der englischen Identität. Die Premierministerin fragt: Gehören sie zu uns? Es gibt eine ganze Menge Leute, die nicht zu ihnen gehören. Je genauer man das »Englischtum« betrachtet, desto weniger scheinen dazugehören: die Schotten, die Walliser, erst recht die Iren, die Schwarzen, die Frauen, die außerhalb des Hauses arbeiten, die meisten Leute im unterentwickelten Nordwesten und Nordosten, Arbeitslose — sie alle gehören nicht dazu. Man könnte meinen, diese Engländer seien eine aussterbende Spezies. Es gibt nur ein Problem mit ihnen: Sie haben die Macht. Sie sind hegemonial. Sie sind die hegemoniale Minderheit.

Eine Gesellschaft, die versucht, mit einer solchen engen rassistischen Definition nationaler Identität ins 21. Jahrhundert zu kommen, wird in zunehmenden Maße rassistisch werden. Diejenigen, die nicht dazugehören und die das nicht schweigend hinnehmen wollen, müssen politisch verfolgt, normalisiert und reguliert und zum Objekt symbolischer Ausschlößung werden.

Der Innenraum des Rassismus: Die binäre Spaltung

Zum Schluß möchte ich über den Charakter dieser symbolischen Ausschlößung sprechen. Denn meiner Ansicht nach dienen die Ausschlößungspraxen nicht nur dazu, Gruppen vom Zugang zu materiellen und kulturellen Gütern auszuschließen. Sie haben auch die Funktion, sie symbolisch aus der Familie der Nation, aus der Gemeinschaft auszuweisen. Man sollte nicht nur über die ökonomischen, politischen, sozialen und kulturellen Konsequenzen des Rassismus nachdenken, sondern auch über etwas, das ich den inneren Raum des Rassismus nennen möchte.

Der rassistische Diskurs hat eine eigentümlich Struktur: Er bündelt die den jeweiligen Gruppen zugesprochenen Charakteristika in zwei binär entgegengesetzte Gruppen. Die ausgeschlossene Gruppe verkörpert das Gegenteil der Tugenden, die die Identitätsgemeinschaft auszeichnet. Das heißt also, weil wir rational sind, müssen sie irrational sein, weil wir kultiviert sind, müssen sie primitiv sein, wir haben gelernt, Triebverzicht zu leisten, sie sind Opfer unendlicher Lust und Begierde, wir sind durch den Geist beherrscht, sie können ihren Körper wegen, wir denken, sie tanzen usw. Jede Eigenschaft ist das umgekehrte Spiegelbild der anderen. Dieses System der Spaltung der Welt in ihre binären Gegensätze ist das fundamentale Charakteristikum des Rassismus, wo immer man ihn findet. Das meine ich, wenn ich von der Konstruktion der Differenz durch die rassistischen Diskurse spreche.

Dieser Prozeß, die Welt in Begriffen »rassistisch« definierter Gegensätze zu konstruieren, hat die Funktion, Identität zu produzieren und Identifikationen abzusichern. Er ist Bestandteil der Gewinnung von Konsensus und der Konsolidierung einer sozialen Gruppe in Entgegensetzung zu einer anderen, ihr untergeordneten Gruppe. Allgemein ist dies als die Konstruktion »des Anderen« bekannt. Sie teilt die Welt in jene, die dazugehören, und jene, die nicht dazugehören. Das ist keine simple Beschreibung von natürlichen Tatbeständen, sondern hier geht es um die Produktion von Wissen selbst.

In seinem ausgezeichneten Buch »Orientalismus« hat der palästinensisch-amerikanische Autor E.W. Said (Harmonsworth 1985) über diesen Prozeß der

Konstruktion des Anderen geschrieben, darüber wie der Mittlere Osten für den Westen zum Anderen wurde, wie der ganze Diskurs der Anthropologie, der wissenschaftlichen Forschung, des Reisens, der Linguistik, der Philologie, der Museumskunde etc. organisiert wurde, um dieses Unbekannte zu produzieren: den Orient.

Seit der feministische Bewegung wissen wir etwas mehr über die politische Bedeutung der Konstruktion sexueller Differenz. Von der Psychoanalyse wissen wir, daß es keine Konstruktion des Selbst, keine Identität gibt, ohne eine Konstruktion des Anderen. In der Arbeit von Lacan finden wir die Anfänge eines theoretischen Verstehens nicht nur davon, wie durch das Selbst das Andere konstruiert wird, sondern auch, wie dies durch die Konstruktion der sexuellen Differenz geschieht. Sehr viel weniger wissen wir bislang über die innere Produktion der kulturellen Differenz. Zweifellos steht diese in einer Beziehung zur Konstruktion der sexuellen Differenz, ist aber nicht damit gleichzusetzen. Trotzdem gibt es eine ganze Menge Indizien für die Annahme, daß die Konstruktion kultureller Differenz für die Herausbildung der Identität eine ähnliche Funktion hat wie die sexuelle Differenz.

Das heißt, obwohl die Konstruktion des Anderen ein Versuch ist, das, was wir nicht sind, an seinem Platz zu fixieren, in sicherer Entfernung zu halten, können wir selbst uns doch nur verstehen in Beziehung zu diesem Anderen. Deshalb ist zu bezweifeln, daß unsere kulturellen und nationalen Identitäten authentisch von innen definiert werden. Wer wir kulturell sind, wird immer in der dialektischen Beziehung zwischen der Identitätsgemeinschaft und den Anderen bestimmt.

Franz Fanon, der wohl am grundlegendsten verstanden hat, wie Rassismus und die Konstruktion der kulturellen Differenz zusammenhängen, gibt in seinem Buch, *Schwarze Haut, weiße Masken*, ein sehr gutes Beispiel dafür. Im Kapitel »Die erlebte Erfahrung des Schwarzen« beschreibt er, wie er zum ersten Mal begegnet hat, was es bedeutet, schwarz zu sein, als ein Kind seine Mutter am Arm gefaßt und sagte: »Schau, Mama, ein Neger.« Ich zitiere einen Abschnitt aus diesem Kapitel: »Eingeschlossen in dieser erdrückenden Objektivität, wandte ich mich flehend an meinen Nächsten. Sein befreiender Blick, an meinem Körper entlang gleitend, der plötzlich keine Unebenheiten mehr hat, gibt mir eine Leichtigkeit zurück, die ich verloren glaubte, gibt mich, indem er mich der Welt entfernt, der Welt zurück. Aber da unten, direkt am Steilhang, strauchle ich, und der andere fixiert mich durch Gesten, Verhaltensweisen, Blicke, so wie man ein Präparat mit Farbstoff fixiert. Ich wurde zornig, verlangte eine Erklärung ... Nichts half. Ich explodierte. Hier die Scherben, von einem anderen Ich aufgelesen.«

Rassismus ist m. E. zum Teil das Verleugnen, daß wir das, was wir sind, aufgrund innerer gegenseitiger Abhängigkeiten von Anderen sind. Es ist die Zurückweisung der angsterregenden Bedrohung, daß das Andere, so schwarz wie er oder sie ist, möglicherweise ein Teil von uns ist. Rassismus mit seinem System binärer Gegensätze ist ein Versuch, das Andere zu fixieren, an seinem Platz festzuhalten, er ist ein Verteidigungssystem gegen die Rückkehr des Anderen.

Die Angst, daß dieses Andere, das wir ausweisen und ausschließen wollten, möglicherweise wiederkehrt, taucht ebenfalls im Diskurs des Rassismus auf.

Dies erkennt man in den Phantasien, die mit dem Rassismus überall einhergehen. Die Phantasie des weißen Mannes, daß der schwarze Mann sexuell potentieller ist, als er es jemals sein könnte; die Phantasie, daß die primitiven Schwarzen noch eine Beziehung zur Natur, zu den Instinkten, zu den Gefühlen haben, die man verdrängt und unterdrückt hat. Ich sage etwas, das vielleicht schockierend scheint, nämlich daß diese Sprache des Hasses und der Gegnerschaft zum Teil genährt wird durch ein unaussprechliches Begehren. Deshalb können wir oft die Tiefe und die Macht des rassistischen Diskurses nicht begreifen.

Wir denken, daß er die Dinge in binäre Pole spaltet, um Ordnung herzustellen, während er in Wirklichkeit versucht, die Welt in diesen binären Gegensätzen zu fixieren, aus Furcht, sonst in einem Mischmasch zu versinken. Hinter dem Diskurs des Rassismus lauert immer die Angst vor kultureller Umweltverschmutzung. Wir versuchen den Diskurs des Rassismus rational zu analysieren, während er seine Macht und Dynamik gerade aufgrund der mythischen und psychischen Energien gewinnt, die in die Kultur investiert werden. Er ist Teil unserer Selbstdefinition, unserer Definition, zu welcher Gemeinschaft wir gehören und welches die Zukunft und das Schicksal unserer Kultur sein wird. Strategien und Politik des Antirassismus, die nicht versuchen, in diese tieferen und grundlegend widersprüchlichen Schichten des Rassismus hinabzusteigen, werden scheitern, weil sie sich auf die Oberflächenstruktur einer ausschließlich auf das Rationale zielenden Politik beschränken.

Die Politik des Rassismus und des Antirassismus dreht sich um die Produktion und Reproduktion der gesellschaftlichen Identität. Und es gibt kein Problem, das für die europäischen Gesellschaften derzeit dringender auf der Tagesordnung steht. Für sie stellt sich folgende Frage: Können sie, nachdem sie zwei- bis dreihundert Jahre in den Peripherien operiert haben, zu Beginn des 21. Jahrhunderts lernen, mit Unterschieden zu leben? »Mit Unterschieden leben«, das läßt sich einfach sagen, aber für die heutigen europäischen Gesellschaften ist es die schwerste Sache der Welt, praktisch mit Unterschieden zu leben. Denn es bedeutet, fähig zu werden zu einer Gemeinschaft, die es nicht nötig hat, alle anderen zu vernichten, um sie selbst zu sein. In der Sprache des Rassismus sind alle anderen ethnische Gruppen, und es geht jetzt darum, ob weiße Europäer es lernen können, eine ethnische Gruppe unter anderen zu sein. Das virulente Auftreten der verschiedensten Formen rassistischer Diskurse und Praxen im Herzen der industrialisierten kapitalistischen Welt ist ein Teil der langen Geschichte des relativen Niedergangs des Westens. Aber wie Marx in bezug auf den Niedergang des Kapitalismus sagte: Es gibt immer die Alternative zwischen Barbarei und Sozialismus.

Aus dem Englischen von Nora Rätzkel

